

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Merkwürdige Lebensgeschichte des Freiherrn von der Trenk, besonders seine zehnjährige Gefangenschaft in acht und sechzigpfündigen Fesseln in Magdeburg

[urn:nbn:de:bsz:31-342913](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342913)

Eroberungen, den Alleinhandel nach den Gewürz-
inseln, die Insel Ceilon, nebst der Schiffahrt nach
Japan.

(Die Fortsetzung folgt künftig!)

—————

Merkwürdige Lebensgeschichte des
Freiherrn von der Trenk, beson-
ders seine zehnjährige Gefangenens-
chaft in acht und sechszigpfündigen
Fesseln in Magdeburg.

Mehrere Gründe bewogen mich, diese allerdings
merkwürdige Geschichte in einem zwar kurzem, doch
die merkwürdigsten Auftritte enthaltenden Auszuge
mitzutheilen. Nicht blos weil die Geschichte dieses
sich besonders auszeichnenden noch jetzt lebenden
Mannes hier und da, ja beinahe überall Aufmerk-
samkeit erregt, sondern auch und insbesondere die
mancherlei Lehren, welche sich daraus ziehen, und
zu jedes Frommen dienen können, reizten mich,
diese Geschichte allgemeiner zu machen. Worinnen
diese Lehren bestehen, wird die Aufmerksamkeit des
Lesers in der Geschichte selbst leicht entdecken, zu
deren Erzählung ich sogleich gehe.

Der Freiherr Friedrich von der Trenk wurde den
16ten Febr. 1726 in Königsberg in Preussen geboren,

wo sein Vater im Jahr 1740 als königlich preussischer Generalmajor der Kavalerie ic. starb. In seinem 13ten Jahre hatte er es durch seine besonders guten Talente schon so weit gebracht, daß er die Universitätsstudien anfieng. Sein hitziges Temperament, besonders seine militärische Erziehung, die frühe Einprägung ehrgeiziger Grundsätze machten ihn, nach eignen Geständnis, unbiegsam, und verwickelten ihn schon auf der Universität in Königsberg in Kaufhandel. Im Jahr 1742 wurde er dem vorigen König von Preussen in Potsdam vorgestellt. Einige richtige Antworten auf des großen Friedrichs Fragen, sein vorzüglicher Wuchs, und sein freies unerschrocknes Wesen erwarben ihm die Gnade des Königs, und die Aufnahme als Kadet bei der Garde du Corps.

Kaum, sagt der Freiherr von der Trenk, war ich 3 Wochen Kadet, als mich der König zu sich kommen lies, mich aus allen Fächern examinirte, und dann mein ihm so wunderbar gerühmtes Gedächtnis auf die Probe stellte. 50 Soldaten Namen legte er mir vor, und innerhalb 5 Minuten standen sie in meinem Kopfe. Er gab mir Stoff zu 2 Briefen, die ich in französischer und lateinischer Sprache zugleich verfertigte, einen selbst schrieb, und den andern in die Feder diktirte; und in Geschwindigkeit mußte ich mit Bleistift eine Gegend aufnehmen. Auf der Stelle ernante mich nun der König zum Kornet. Jetzt war ich Officier von der ersten Garde. Der König schenkte mir 2 Pferde aus seinem Stalle,

auch 1000 Rthlr. zum Beitrag der kostbaren Equipage.

Meine Anstrengung in Dienst hatte keine Schranken, so daß mich im August 1743 der König schon wählte, um der schlesischen Kavalerie die neuen Manöver zu lehren; eine Ehre, welche vor mir noch keinem Jünglinge im 1sten Jahre wiederfahren war.

Bekantlich brach im Jahr 1744 das Kriegsfeuer zwischen Oesterreich und Preussen aus. Da die Geschichte dieses Kriegs bekant genug, übergehe ich die kriegerischen Vorfälle, die der Freiherr erzählt, und verweile mich bei wesentlichern Umständen seines unglücklichen Schicksals. In diesem Feldzuge that der Herr von der Trent Adjutantendienste beim Könige, wurde zum Lagerabstechen, rekognosciren, und eine Zeit lang auch gebraucht, die Fouragirung für das Hauptquartier zu besorgen, in welchem letztern Geschäft er sich die besondere Zufriedenheit Friedrichs erwarb. Allein kaum erhob sich die Hoffnung zu einem glänzenden Glück, worauf er auch aus mehreren Gründen Anspruch machen konte, so nahte sich schon das Unglück von fern. Die eigentliche Quelle aller von ihm erduldeten Drangsale war ein Brief, den sein Vetter der Frank Freiherr von der Trent, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandirte, an des erstern Frau Mutter schrieb, worinnen er ihr meldete, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernant habe. Diesen Brief schickte sie ihm zwar nach Potsdam, allein der Freiherr lies ihn unbeantwortet bis er von einer Gesellschaft

wo selbst sein Chef Jaschinsky zugegen war, denen er davon erzählte; zur Beantwortung aufgemuntert wurde. Dieser Jaschinsky, der Stifter seines Unglücks, erbot sich nicht nur zur Beforgung des Briefs, sondern auch zur Verantwortung, wenn es für mehr als eine bloße Privatcorrespondenz angesehen werden sollte. Der Freiherr von der Trenk setzte sich nun nieder, schrieb, und übergab Jaschinsky den Brief offen, der ihn versiegelte und beförderte. Bald ereignete sich, erzählt der Herr von Trenk, aber eine Begebenheit, die mir den ersten Verdacht zugezogen hat. In der Campagne 1744 wurde unter vielen andern auch mein Reitknecht mit 2 Handpferden von den Trenkschen leichten Truppen gefangen. An eben dem Tage, da wir in das Lager rückten, sollte ich mit dem Könige rekognosciren reiten. Mein Pferd war müde, ich meldete daher mein Unglück, und sogleich schenkte er mir einen Engländer. Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden, und einem feindlichen Trompeter zurück mit einem Billet:

„Der österreichische Trenk hat keinen Krieg mit dem preussischen Trenk, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückhalten konnte, welche er ihm hiermit überschielet etc.“

Da ich mich noch an eben dem Tage beim Monarchen meldete, machte er mir eine finstre Miene, und sagte: „Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er das Meinige nicht.“ —

Dieser

Dieser Vorfall hat in der Folge viel zu Aufsehung des im folgenden Jahre erfolgten Argwohn beigetragen, und mein Unglück befördert.

Wenige Tage nach der Bataille bei Sorau brachte mir der gewöhnliche Feldpostbriefträger einen Brief, welcher von meinem Vetter, dem Pandurenobersten, Baron Trent, in Lffek datirt, vier Monate alt, und kürzlich folgenden Inhalts war:

„Aus dero Schreiben de dato Berlin den 12. Febr. ersehe ich, daß sie gerne ungrische Pferde vor mir haben möchten, um sich gegen meine Hasaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Kampagne mit Vergnügen erfahren, daß der preussische Trent auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen ihre von meinen Leuten gefangnen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungrische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen, und als seinen Sohn und Freund, Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird. etc.

Ich erschrak, und lachte bei Durchlesung dieses Briefs. Ich zeigte solchen meinen Zeltkameraden, dem gegenwärtigen General en Chef der Hessenkasselschen Armee von Wagniz, und dem Lieutenant von Grothhausen, die beide noch leben, und damals über den Inhalt dieses Briefs mitlachten. Selbigen Tag noch zeigte ich ihn auch dem Eskadronkommandanten v. Jaschinsky, der ihn mit einer

J. B. 1788. G

gewissen Art von Verwunderung las. Tschinsky war damals ein Liebling des Monarchen, ein Armeekundig, falscher, boshafter Mann; ein Rundschafter und heimlicher Zuträger, (wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit vom Könige kassirt und aus seinem Lande gejagt wurde), der alle Tage Gelegenheit hatte, beim Könige mich als verdächtig zu schildern, und seinen Entwurf gegen meine Unschuld auszuführen, und sicher und gewis diesen Brief untergeschoben hat; denn mein Vetter in Wien behauptete bis zu seinem Tode standhaft, daß er nie einen Brief von mir empfangen, noch jemals einen beantwortet habe. Kurz, am folgenden Tage nach Empfang dieses Briefs wurde ich ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne daß mir jemand ein Verbrechen vorhielt, arretirt, und mit einer Bedeckung von 50 Husaren, als ein wirklicher Delinquent aus der Armee auf die Festung Glaz gebracht. Drei Pferde und meine Bedienten durfte ich mit mir nehmen, meine ganze Equipage aber wurde eine Beute des Hrn. v. Tschinsky. Meine Stelle wurde sogleich durch den Fahnjunker ersetzt, ich war kassirt ohne zu wissen, warum? und ein Arrestant in Glaz ohne Untersuchung, bloß durch den Nachspruch des Königs. Hier saß ich zwar in keinem Kerker, sondern bei dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herumgehen, und behielt meine Leute zur Bedienung. Da es mir an Gelde nicht fehlte, und in Glaz die Offizier alle arme Ritter waren, hatte ich bald Freunde und Freiheit genug.

Ich schrieb an den König, und bat trotzig um Verhör und Kriegsrecht; ohne Rücksicht noch Gnade, wenn ich schuldig erkannt würde. Dieser pochende Ton mißfiel dem Monarchen; ich erhielt daher keine Antwort. Dies war genug, mich zu verzweifelnden Entschliessungen zu bringen. Durch einen Offizier war die Korrespondenz mit dem Gegenstande meines Herzens (so sich in Berlin befand) bald in Ordnung gebracht, man versprach mir Hülfe, und schickte mir 1000 Dukaten. Die Offiziere der damaligen Glazergarnison, unter welche ich mein Geld reichlich austheilte, munterten mich auf, dem König zum Troz, mir meine Freiheit eigenmächtig zu verschaffen. Nachdem ich ungefähr 5 Monate im Arrest zugebracht hatte, der Friede erfolgt, und meine Stelle bei der Garde besetzt war, erbot sich der Lieutenant von Piaschky vom Fouquetschen Regiment, und der Fähdrich Keitz, der oft bei mir die Wache hatte, sie wollten es veranstalten, daß ich aus Glaz entweichen; und sie mitnehmen könnte. Alles wurde abgeredet. Damals saß aber eben ein gewisser Rittmeister von Manget neben mir in dem Glazergesängnis, der kassirt war, auf 10 Jahre zum Arrest verurtheilt, und monatlich nur 4 Thlr. zu verzehren hatte. Diesem Manne hatte ich viel Guts gethan; aus Mitleiden wollte ich ihn mit mir befreien; es wurde ihm vorgetragen, aber gleich waren wir durch den Schurken verrathen, welcher dadurch Gnade und Freiheit erhielt. Piaschky erhielt in Zeiten Wind, daß Keitz bereits Arrestant sey, und

rettete sich durch Desertion. Ich leugnete, wurde aber mit Mangel konfrontirt, und weil ich den Auditeur mit 100 Dukaten gewinnen konnte, kam Keitz mit Kassation und ein Jahr Arrest davon; ich hingegen wurde nunmehr als ein Verführer der Offiziers des Königs in ein enges Gefängnis eingeschlossen, und scharf bewacht. Mein Schicksal in Glaz war nun unendlich verschlimmert, der König in seinem Argwohne bestärkt, und äusserst gegen mich aufgebracht, weil ich zu entfliehen gesucht hatte. Ich aber sann jetzt nur auf Mittel zur Flucht, oder zu sterben, weil das enge Gefängnis meinem feurigen Temperamente unvertäglich fiel. Die Garnison hatte ich immer auf meiner Seite; man wußte, daß ich Geld hatte, folglich fand ich Freunde und Beistand. Der erste Anschlag zu meiner Befreiung war folgender. Mein Feind war an der Lärmschanze bei 15 Klaftern hoch gegen die Stadtseite gelegen; ich konnte also nicht aus der Citadelle kommen, ohne vorher in der Stadt einen Zufluchtsort zu suchen. Dieser wurde mir durch einen Offizier bei einem ehrlichen Seifensieder ausgemacht. Hierauf schnitt ich zuerst mit einem Federmesser, welches schartig gemacht war, drei eiserne Stangen von ungeheurer Dicke durch. Da aber dies zu lange aufhielt, und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, so stellte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich sehr vorsichtig arbeiten mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden. Sobald ich damit fertig war, schnitt ich mein ledernes Felloisen in Riemen,

nächte ke zusammen, wozu ich einen aufgelösten Zwirnstrumpf brauchte; nahm meine Bettloken zu Hülfe, und ließ mich von dieser erstaunlichen Höhe glücklich herunter. Es regnete, die Nacht war finster und alles gieng glücklich von statten; allein ich mußte durch die Sentgrube der öffentlichen Kloake durchwaden, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und dieses hatte ich nicht vorhergesehen. Ich sank zwar nur bis über die Knie hinein, war aber nicht im Stande, mich heraus zu arbeiten; ich stette so fest, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor, und der Schildwache auf der Lärmschanze zurief — melde dem Kommandanten, daß der Drenk hier im Drek steht! Zur Vergrößerung meines Unglücks war damals der General Fouquet Kommandant in Glaz, ein weltbekannter Menschenfeind, der dazu ein Hauptfeind des Drenkschen Namens war, und mir dieses bei allen Gelegenheiten empsinden ließ. Jetzt ließ er mich bis gegen Mittag zum Schauspiel der ganzen Garnison im Unflath stehen, dann erst herausziehen, und den ganzen Tag kein Wasser geben, um mich zu reinigen. Mein Zustand war wirklich erbarmungswürdig, ehe man mir ein paar Arrestanten gestattete, die mich reinigten. Nun wurde mein Arrest auf alle mögliche Art verschärft. So Louisd'ors hatte ich jedoch bei mir in Safe, welche mir bei der schmutzigen neuen Einfarth in einen andern Kerker nicht abgenommen wurden, und diese thaten mir in der Folge gute Dienste. Noch waren seit dem letzten Unternehmen keine acht Tage verlossen, da ich ein Vorkall

ereignete, welcher in den Geschichtsbüchern unwahrscheinlich wäre, wo ich nicht als Hauptacteur noch wirklich lebte, und ganz Glaz zu Zeugen auffordern könnte. Der Plazmajor Doo kam nämlich in mein Gefängnis mit dem Adjutanten und wachhabenden Offizier, visitirte in allen Winkeln, und ließ sich mit mir in Unterredung ein, wobei er meine Unternehmungen zur Flucht verdoppelte Verbrechen hieß. Das Wort Verbrechen brachte schon mein Blut in Wallung: er sprach von Gedult — ich frug auf wie lange mich der König verurtheilt habe? er antwortete: ein Verräther seines Vaterlandes, der mit dem Feinde korrespondirt, habe keine bestimmte Zeit, als die Gnade des Königs — In eben dem Augenblick riß ich ihm den Degen von der Seite, auf den ich schon lange mein Augenmerk gerichtet hatte, sprang zur Thür hinaus, warf die erschrockne Schildwache die Stiege hinunter, fand am Stokhausthore die Nacht unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablösung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Faust auf den Leib: alles erschrak, war überrumpelt, machte Plaz, ich hieb rechts und links, blessirte vier Mann: lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehre des Hauptwalles, und gerade von der erkänlichen Höhe hinunter ohne Schaden, behielt sogar den Degen in der Faust. Auch den zweiten niedern Wall sprang ich eben so glücklich hinunter. Niemand hatte geladen Gewehr, Niemand wollte nachspringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Um-

wege in die Stadt, dann aber erst zum Thor hinaus, folglich hatte ich beinahe eine halbe Stunde im voraus, ehe mir jemand folgen konnte. Bei einer engen Passage an einem Aussenwerke lief mir eine Schildwache entgegen, bald war aber sein Gewehr ausparirt, und er erhielt einen Hieb übers Gesicht. Die andere Schildwache vom Aussenwerke kam mir von hinten auf den Leib — ich sprang schnelligst über die Pallisaden, blieb aber mit dem Fuß zwischen denselben stecken, wurde mit einem Bajonettstos in die Oberlefe verwundet, dann aber bei dem Fusse festgehalten, bis andere zu Hülfe kamen, die mich mit Kolben zerstoßen und übel zugerichtet in mein Gefängnis trugen, weil ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigte. Gewis ist's, wenn ich vorsichtiger über die Pallisaden gesprungen, wäre ich am heilen Tage um 12 Uhr mitten aus der Festung Glaz, durch alle Wachen und Werke entsprungen, und unfehlbar glücklich nach Böhmen gekommen. Abermals wurde nun aber mein Arrest verschärft; man gab mir einen Unteroffizier mit zwei Mann ins Zimmer, die mit mir eingeschlossen, und von aussen wieder bewacht wurden. Ich war elend mit Kolbenstößen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut, und meine Wunde war erst nach vier Wochen geheilt. Hätte ich nur noch in Ruhe drei Wochen abgewartet, so hätte ich meine Freiheit mit Ehren erhalten; denn wie ich in der Folge erst erfuhr, so hatte mich der König nur auf ein Jahr auf die Festung geschickt, um mich zu probiren, ob

sein Arzwohn gegründet sey. Allein dieß wußte ich nicht, und in Glaz hieß es, ich sey auf Lebenslang verurtheilt. Jetzt war ich wieder im Kerker, und fand neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Ich lernte die Soldat. n kennen, welche mich bewachten: an Geld fehlte es mir nicht, und mit diesem kann man alles ausrichten. Bald hatte ich daher ein Komplott von 32 Mann auf meiner Seite, die auf meinen Wink bereit waren, alles zu unternehmen. Keiner wußte vom andern ausser zwei und drei, folglich konnten sie alle nie verrathen werden. Ein Unteroffizier Nikolai war mein gewählter Anführer. Die Citadellgarnison bestand damals nur aus 100 Köpfen vom Garnisonregimente, welches in der Grafschaft Glaz vertheilt war; vier Offiziers wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in meinem Verstandnis waren. Alles war voraussetzt: die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für mich in einem Ofenloche an meinem Kerker verpackt. Wir wollten alle Arrestanten befreien, und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschiren. Allein ein österreichischer Deserteur, dem sich Nikolai auch anvertrauet hatte, verrath den ganzen Plan. Der Gouverneur schickte seinen Adjutanten auf die Citadelle mit dem Befehl, der wachhabende Offizier sollte sogleich den Unteroffizier Nikolai arrestiren, und die Kasematte mit seiner Kameradschaft verwahren. Dieser war eben auf der Hauptwache, und der Lieutenant, welcher mein Freund war, und nun das Gehehmnis wußte, gab ihm ein Zeichen,

daß alles verrathen sey. Im Augenblick war dieses Mannes Schluß gefaßt: Er sprang in die Kasematte, rief: Brüder! zum Gewehr, wir sind verrathen! Alles folgte ihm nach der Wache des Strohhauses; der wachhabende Offizier behielt nur 8 Mann, die kein geladenes Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten alles niederzuschleßen, sprengten an meine eiserne Thür, die aber zu stark und die Zeit zu kurz war, um länger zu arbeiten: er rief mir zu, ich sollte mir heraus helfen, welches aber unmöglich war. Der beherzte Mann marschirte nun mit geschultertem Gewehr zum Feldthor hinaus, der darest mit sechs Mann wachhabende Unteroffizier wurde gezwungen, sich mit ihm zu vereinigen. Auf diese fast unlaßliche Art kam er glücklich in Braunau in Böhmen an. Nunmehr schlugen alle Wetter über meinen Kopf zusammen. Man wollte mir als einen Komploteur den Kriminalprozeß machen. Ich sollte die Zurückgebliebenen nennen, gab aber auf alle Fragen keine Antwort, sondern erklärte standhaft: Ich sey ein ohne Verhör verurtheilter unschuldiger Arrestant, ein kassirter Offizier, dem keine Pflichten fern für das Vaterland abgefordert werden könnten. Das Naturgesetz gebe mir das Recht, meine Freiheit auf alle mögliche Art zu suchen. Hierbei blieb, aber alle mögliche Arrestverschärfungen erfolgten. Die Wacht wurde mir wieder aus dem Zimmer genommen. Das größte Uebel aber war, daß mein Geld ausgeheilt war, und mir noch dazu meine Freun-

din aus Berlin schrieb, daß sie nichts mehr für
 mich zu thun wagen dürfte. Dieses war der här-
 teste Schlag, der mich treffen konnte. Da nun
 alles für mich unmöglich schien, ereignete sich ein
 Zufall, der wirklich unter die algen Abenteuer
 könnte gerechnet werden. Ein gewisser Lieutenant
 von Bach, der alle vier Tage die Wache bei mir
 hatte, war das Schrecken der ganzen Garnison, der
 mit allen Kameraden raufen mußte, und sie alle
 zeichnete. Dieser saß bei mir auf dem Bette, und
 erzählte mir, daß er Tags zuvor den Lieutenant
 Schell in den Arm gehauen habe. Scherzend gab
 ich zur Antwort: „wenn ich frei wäre, würdest du
 mich schwerlich bleistern.“ Gleich stieg ihm das
 Blut in die Höhe, wir machten geschwind ein
 paar Rapiere von einer alten Ehre, die mir zum
 Tisch diente, und ich stieß ihn auf die Brust. Wü-
 thend lief er nun hinaus, und brachte zu meinem
 Erstaunen zwei Mustetiersäbel unterm Hof, gab
 mir einen und sagte: Jetzt zeige, was du kannst,
 Grosssprecher! Ich protestirte, aber nichts half,
 er gieng mir auf den Leib, und ich vermundete ihn
 im rechten Arm. Gleich warf er den Säbel weg,
 küßt mich, und sagte mit spöblichem Blit: Freund,
 du bist mein Meister, und sollst durch mich frei
 werden, so wahr ich Bach heiße! Seine Wunde
 ward verbunden, ohne daß es jemand erfuhr; Abends
 saßen wir wieder zusammen. Der Plan ward ent-
 worfen; am andern Tage kam er mit dem Lieute-
 nant von Schell wieder, sein erstes Wort war:

Hier ist dein Mann! Schell umarmte mich, und der Handel war geschlossen. Meine ganze Kassa bestand aber nur aus etwa sechs Pistolen, Nach mußte daher erst nach Schweidnitz fahren, und mir von einem Freunde etwas Geld bringen. Unterdessen wurde wegen einem und andern Verdacht, bei Kassation verboten, daß kein Offizier zu mir kommen durfte, demohnerachtet ließen sich die Offiziers, da meine Thür immer verschlossen blieb, und mir sogar das Essen durchs Fenster gereicht wurde, Nachschlüssel machen, und saßen den halben Tag und Nächte bei mir. Auch dieses wurde durch einen Kapitain von Damitz, der auf Zeit lebens hier im Gefängnis, dem meinigen gegen über, saß, verrathen. Nun zog Schell den 24 Dezember auf die Wache, kam gleich zu mir, und an diesem Tage sollte alles verabredet werden, wie wir bei seiner nächsten Wacht entfliehen wollten. Allein zufällig hörte der Lieutenant von Schröder, der mein Freund und um das Geheimnis wußte, vom Adjutanten des Kommandanten, daß er Ordre habe, den Lieutenant Schell von der Wache ablösen zu lassen, und soaleich zu arretiren. Schröder läuft im vollen Schrecken zum Schell: „Freund, rette dich, alles ist verrathen, du wirst soaleich arretirt werden.“ Auf einmal tritt Schell in mein Gefängnis, zieht einen Unteroffizierssäbel unterm Rock hervor, und sagt: Freund, wir sind verrathen; soiae mir, und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen. Eifertig nahm er mich bei der Hand. „Folg! es

ist keine Minute zu verlieren! Gleich warf ich meinen Rock über die Schulter, zog die Stiefeln an, und hatte nicht einmal Zeit, mein noch weniges verborgenes Geld mit zu nehmen. Wir giengen hinaus; Schell sagte zur Schildwache: dein Arrestant geht mit mir in die Offiziersstube. Bleib hier stehen! Wirklich giengen wir auch hinein, gleich aber seitwärts wieder hinaus. Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major nebst dem Adjutanten begegnete. Schell erschrak, stieg auf die Brustwehr und sprang vom Walle hinunter, der eben daselbst nicht sehr hoch war. Ich folgte, sprang nach, kam glücklich hinunter, außer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeschunden hatte. Schell hatte aber das Unglück, den Fuß am Knöchel aus dem Gelenke zu fallen. Sogleich zog er seinen Degen und bat mich, ich sollte ihn durchbohren, und mir helfen wie ich könnte. Schell war ein kleiner schwacher Mensch, ich nahm ihn, half ihn über die Pallisaden, nahm ihn auf den Rücken und lief mit ihm davon, ohne zu wissen wohin. Die Sonne war eben untergegangen, die Luft neblig mit Glaceis. — Die Alarmkanonen wurden abgefeuert ehe wir 100 Schritte entfernt waren, dies scheckte meinen Freund noch mehr, weil er wußte, daß von Glaz fast noch kein Gemeiner durchgekommen war, der nicht wenigstens 2 Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummen, weil die sogleich alle mögliche Passagen besetzenden Bauern und Husaren viel zu geübt sind. Wir hingegen waren noch nicht 500

Schritte von den Wällen entfernt, als schon alles in Bewegung war. Die zum Nachsetzen kommandirten Offiziers waren meistens meine Freunde; der Lieutenant Bart begegnete mir unweit der böhmischen Grenze, und rief mir zu: „Bruder mach, daß du besser links kömst, dort ist die Grenze; die Husaren sind so eben rechts geritten!“. Er ritt hierauf seitwärts, als ob er uns nicht gesehen hätte. Nachdem ich meinen Freund eine Strecke fortgetragen, setzte ich ihn auf die Erde, sah mich um, und konnte wegen der trüben Witterung Stadt und Citadelle nicht mehr sehen; folglich konnten auch wir nicht mehr gesehen werden. Ich fragte Schell: wo sind wir? wo lieat Böhmen? wo fließt die Neiß? Der gute Mann konnte sich nicht besinnen, und verzweifelte an aller Rettung; endlich auf die Frage: wo die Neiß sei? wies er seitwärts. Ich nahm ihn wieder auf den Rücken und trug ihn rütwärts an die Neiß; denn alles hatte uns gegen das böhmische Gebürg laufen sehen; folglich war es unmöglich dort durchzukommen. Hier hörten wir nun schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Desertionskordon beziehen, auf allen Seiten laufen und Allarm machen. Die Neiß war nur wenig befroren, ich nahm meinen Freund, führte ihn glücklich durch an das andere Ufer. Hier waren wir außer Gefahr der Verfolgung, weil uns niemand auf dem Weg nach Schlesien suchte. Ich gieng eine gute halbe Stunde am Ufer fort; sobald ich die ersten Dörfer im Rücken hatte, wo der Allarmkordon

gezogen wird, welchen Schell aus Erfahrung genau konnte, fanden wir einen Fischerkahn am Ufer, sprengten das Schloß los, fuhren hinüber und gewannen bald das Gebürg. Hier setzten wir uns auf den Schnee. Der Wuth wuchs, und hier hielten wir Rath, was weiter zu thun wäre. So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herumwühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Der Tag brach an, und wir glaubten schon nahe an der Grenze, die 4 Meilen von Glaz entfernt ist, zu sehn, als wir mit größten Schrecken noch die Glazer Uhe schlagen hörten. Müdigkeit und Kälte waren bei mir, und bei meinem Freunde die Schmerzen unaussprechlich. Den Tag hindurch war es nicht möglich anzuhalten. Der Hunger nagte mich zugleich schon gewaltig. Nach gemachter Ueberlegung und etwa einem halbstündigen vorwärts Arbeiten, kamen wir an ein Dorf am Fusse des Berges: etwa 300 Schritt, dießseits des Dorfes, sahen wir aber 2 abge sonderte Häuser, und dies bewog uns zu folgendem Plan: Die Hüte hatten wir beide beim Walle springen in Glaz verlohren; Schell hatte aber seine Scherpe und Ringfragen als wachhabender Offizier am Leibe, welches ihm bei den Bauern noch Ansehen geben konnte. Nun schnitt ich mich in Finger, bestrich Gesicht, Hemde und Rock mit Blut, wie ein schwer Verwundeter, und verband mir den Kopf. So trug ich den Schell bis ans Ende des Gefräuchs unweit den Häusern. Hier band er mir die Hände auf den Rücken, doch so, daß ich sie

gleich frei machen konnte; that sich Gewalt an, hüpfte mit einem Stöße hinter mir her, und schrie um Hülfe. Zwei alte Bauern kamen herausgelaufen — gleich rief Schell, lauft ins Dorf, der Richter soll im Augenblick einen Wagen anspannen — ich hab den Epizbuben eingeholt — er hat mir das Pferd erstochen, wodurch ich ein Bein verrenkte — dennoch hab ich ihn aber zusammen gebauen und gefangen — geschwind einen Wagen! — So ließ ich mich halb todt ins Zimmer schleppen. Ein Bauer lief ins Dorf — ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatte großs Mitleiden mit mir, gab uns Milch und Brod — wie erkauften wir aber, da der alte Bauer den Schell beim Namen nannte, auch versicherte, daß er wüßte, wir wären selbst die Deserteurs, weil schon Abends vorher ein nachsehender Offizier im Wirthshause gewesen, uns genannt, unsre Kleidung beschrieben, und die ganze Geschichte der Flucht erzählt hätte. Nichts war also übrig als schleuniger Entschluß. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauer im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war, und ihm indessen sogar den Weg nach Böhmen sagte. Wir waren nur 1 1/2 Meile von Glaz weg, und hatten bei 6 Meilen hinter- und vorwärts im Gebürge herumgeirrt. Das Mädchen folgte mir; ich fand 3 Pferde im Stall, aber keinen Zaum. Ich bat sie beweglich, mir zu helfen; gleich gab sie mir 2 Zäume, ich führte die Pferde heraus, rief den Schell, half ihm hinauf —

der alte Bauer weinte und bat um seine Pferde. So ritten wir ohne Sattel und ohne Hut davon. Schell ritt vor, und kaum waren wir etliche 100 Schritt entfernt, so sahen wir die Bauern aus dem Dorfe herbeieilen. Zum Glück war es Feiertag, alles war in der Kirche, und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Unser Weg gieng grade nach Wünschelburg. Hier war kein anders Mittel, als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch 4 Wochen vorher daselbst im Quartier gelegen; jedermann kannte ihn, unsre Equipage stellte nichts anders als Deserteurs vor; die Pferde liefen aber ziemlich gut, und wir kamen glücklich durch, obgleich in der Stadt 80 Mann Infanterie und 12 Husaren zum Verfolgen der Deserteurs in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst alles, folglich ritten wir um die Stadt herum durch die Vorstadt, und da ihm von da der Weg nach Zimmern bekannt war, kamen wir daselbst um 11 Uhr Vormittags glücklich an. Welche Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, läßt sich nur denken, nicht schildern. Ich war nunmehr in Freiheit, in Braumau auf der böhmischen Grenze, und schickte sogleich die 2 Pferde nebst dem mitgenommenen Unteroffiziers-Säbel dem General Fouquet nach Glas zurück. Mein Brief dabei war ihm so empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Thür, unter dem Gewehr, auch an den Wällen, wo wir vorbei giengen, gestanden hatten, Spieseruthen laufen ließ, weil er den Tag vor meiner Flucht noch

ver-

versichert hatte, daß es nunmehr unmöglich sey, et-
 was zu unternehmen, und sich dennoch betrogen
 fand. Jetzt sah ich zum erstenmal mein Vaterland
 mit dem Rücken an. Mein Vermögen ward sonleich
 konfiscirt, und ich wie der größte Diebstahler, Heber-
 käufer und Verräther gemißhandelt. Ich schrieb an
 den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der
 ganzen Sache vor, erwies ihm meine Unschuld, und
 bat um Gerechtigkeit; allein der wider mich einge-
 nommene Monarch ertheilte mir keine Antwort.
 Ich war nun in Böhmen als ein Fremdling, ohne
 Geld, ohne Schutz noch Freund, und meiner eignen
 Führung schon im 20ten Jahre überlassen. Ich
 hatte nur eine Louisd'or im Vermögen; mein Freund
 Schell hatte 40 Kr. und jetzt sollte er zuerst seinen
 ausgedrehten Fuß heilen lassen; dann aber in der
 Fremde Schutz, Brod und Ehre verdienen. Meine
 Lage war nicht besser, zum Trent nach Wien wollte
 ich absolut nicht gehen, um nicht in meinem Vater-
 lande den Argwohn zu bestärken, als ob ich wirklich
 untreue Absichten gehegt hätte. Ich schrieb nach
 Berlin an meine Freundin, erhielt aber keine Ant-
 wort. Meine Mutter ward vom allgemeinen Ruße
 eingenommen, und hätte mir keine Hülfe geschickt;
 kurz, ich sahe mich von allen Seiten verlassen.
 Innerhalb drei Wochen, die wir in Bräunau zu-
 brachten, war der Fuß meines Freundes geheilt;
 hingegen meine Uhr, seine Scherpe und Ringtragen
 verkauft, und unsere ganze Kassa bestand in nicht
 gar 4 fl. Ich beschloß also den Weg bis nach

B. B. 1788.

H

Preussen zu meiner Mutter zu Fusse zu unternehmen, um von ihr Hülfe zu erlangen, dann aber russische Dienste zu suchen. Schell, dessen Schicksal von dem meinigen abhien, wollte mich nicht verlassen; wir nahmen demnach Pässe als gemeine preussische Deserteurs mit umgekehrten Namen: ich hies Anert, und Schell hies Lesch. So giengen wir den 1sten Jan. 1747 Abends, ohne gesehen zu werden aus Braunau auf Bilitz nach Pohlen. Ein Freund aus Neurode, dem ich einst in der Noth 100 Dukaten geliehen, gab uns ein Paar Sakpistolen, mir eine Flinte und 3 Dukaten, die noch in Braunau zurückblieben. Ich übergehe mit Stillschweigen die ausserordentlichen Widerwärtigkeiten dieser 169 Meilen starken Reise im rauhen Winter und durch das unwegsame, unfreundliche Pohlen. Nicht selten mußten wir nicht nur mit grausamen Hunger, strenger Kälte, und mein Freund mit Schmerzen kämpfen, sondern auch mit Verfolgern und Feinden streiten. Der General Fouquet, dem das Geheimnis, wohin unsre Reise gieng, war verrathen worden, schickte uns verkleidete Preussen nach; wirklich wurden wir auch auf dem Wege nach Parfmmechi von ihnen überfallen, ohne daß ihnen jedoch ihre elende Absicht gelang, vielmehr blieben zwei von unsern Verfolgern auf dem Plaze, Schell hatte aber einen Streiffchus am Halse, und einen Hieb in der rechten Hand erhalten, der ihm auf der Reise, besonders durch die Kälte ungemein viel zu schaffen machte. In Thoren zog uns unsere Tracht Vera-

drücklichkeiten zu, wozu besonders die preussischen Werber, die mir meiner Größe wegen nachstellten, viel beitrugen; glücklich zog ich aber mich und meinen Freund heraus; ja ich war so glücklich in Thoren eine Gelegenheit zu finden, wo ich meinen Freund Schell so lange gut unterbringen konnte, bis ich mit Hilfe von meiner Mutter zurückkommen konnte. Hier schied ich also mit Wehmuth und wahrer Bruderliebe von meinem Freund, und setzte diese mühselige Reise allein fort bis Elbing. Hier fand ich meinen ehemaligen Instruktor Brodowsky als Hauptmann und Auditeur, bei der polnischen Kronarmee, der mir eben, als ich in die Stadt gieng, begegnete. Im Triumphe folgte ich ihm in sein Quartier, und hier hatte meine gefahrvolle Reise ein Ende. Dieser ehrliche Mann verschaffte mir sogleich alle Nothdurft, und schrieb nebst mir an meine Mutter in einem solchen Tone, daß sie nach ungefähr 8 Tagen wirklich selbst bei mir in Elbing eintraf, und Trost und Hilfe mitbrachte. Sie verschaffte mir sogleich einen Kanal zur sichern Korrespondenz mit meiner Freundin in Berlin; diese schickte mir einen Wechsel auf Danzig von 400 Dukaten, und meine Mutter gab mir 1000 Rthlr, und ein diamantenes Halskreuz für den Nothfall. Sie blieb 14 Tage bei mir, und zwang mich aller Gegenvorstellungen ungeachtet, daß ich nach Wien reisen mußte, um dort mein Glück zu suchen. Nach 14 Tagen verließ sie mich, reiste nach Hause, und seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Sie starb

1755. Nachdem ich mich equipirt, reiste ich eifertig nach Thoren. Wie entzükend meine Zusammenkunft mit dem ehrlichen Schell war, läßt sich denken. Binnen drei Tagen war nun auch Schell equipirt, und so reisten wir von Thoren nach Wien. Nach Abzug der Reisefosten und Equipirung für mich und meinen Freund blieben mir noch ungefähr 300 Dukaten, welche ich redlich mit ihm theilte. Schell blieb nur 4 Wochen in Wien, worauf er nach Italien reiste, wo er als Obristlieutenant angestellt wurde. In Wien fand ich meinen Vetter, den berühmten Pandurenobersten Franz Freib. von der Trent im Arsenalarrest, und eben in dem schwersten Prozeß verwickelt. Gleich nahm ich mich seines Prozeßes mit dem größten Eifer an, und die Sache gewann bald ein anderes Ansehn. Da sie aber so weit kam, daß man das ganze Kriegsrecht hätte kassiren müssen, mischte sich die Staatsflugheit in den Prozeß; ich ward bald gewahr, daß mein Vetter ein Opfer seyn würde. Gerübet über sein Schicksal machte ich ihm den Plan aus dem Arreste zu entfliehen, welches mir leicht auszuführen gewesen, und wozu er auch völlig entschlossen schien. Einige Tage nach dieser Unterredung aber ward ich zu dem Feldmarschall Graf Königseck gerufen, welcher mir rieth, meinen Vetter zu verlassen, und deutlich zu verstehen gab, daß mein eigener Vetter mich errathen, den ganzen Anschlag gemeldet, und mich seinem Ehrgeize aufopfern wollte, um hierdurch zu zeigen, daß er nicht entweichen, sondern sein

Recht und Schicksal abwarten wollte. Mein Vetter war ein Mann, der niemanden auf Erden Verbindlichkeit schuldig seyn wollte, und wirklich fähig war, seinen besten Freund in die Ewigkeit zu befördern, wenn er sich ihm verpflichtet glaubte. Wovon er auch einen Beweis an mir ablegte: denn wirklich hatte er einem gewissen Lieutenant eine Kompagnie und 1000 Dukaten versprochen, wenn er mit mir Handel suchte, und mich in die Ewigkeit schickte. Einmal wurde ich auch auf sein Anstiften auf öffentlicher Strafe Abends in Wien überfallen, da ich eben von ihm mit Prozesakten unterm Rokweggieng, allein das Papier hielt den Stich auf. Sodann schickte er mir 2 starke Fechter übern Hals, die ich aber blutig zurück schickte. Nun war ich aber einmal entschlossen, Wien auf ewig zu fliehen. Alle Freunde meines Veters wurden wegen des mir bezugten Undanks mißtrauisch gegen ihn, und verließen ihn; seine Feinde fanden nun keinen Widerstand zum Siege; er wurde folglich verurtheilt, und auf den Spielberg gebracht. Ich aber wollte mein Glück in Indien suchen, und reiste im August 1745. von Wien ab. Meine Rolle sollte jedoch in Europa und nicht in Asien gespielt werden. In Nürnberg auf meiner Reise, traf ich das russische Korps an, welches damals nach Holland marschiren, und auf deutschem Boden Friede machen sollte. General Lieven, ein Verwandter meiner Mutter, war der kommandirende General; ich wurde ihm vorgestellt, mein Vortrag gewann sein Herz, und von diesem

Augenblicke an war er mein Freund und Vater; er überredete mich in russische Dienste zu gehen, und ernannte mich zum Hauptmann beim Lobotskischen Dragonerregiment.

Der Friede erfolgte, wir marschirten nach Rußland ohne Schwerdstreich zurück. In Krakau schickte mich der kommandirende General Liewen mit 140 Kroaten auf der Weichsel nach Danzig, von da wir mit russischen Schiffen nach Riga transportirt wurden. Bei meinem Aufenthalte in Danzig ward mir abermals eine Falle gestellt; doch entgieng ich ihr nochmals, belohnte die preussischen Falkenjäger, wie sie's verdienten, und kam glücklich in Riga, und von da in Moskau an, wo sich damals der Hof befand. Nun war ich in Rußland, und bald eröffnete sich eine Aussicht zu dem glänzendsten Glück. Die ersten Personen des Hofes wurden bald meine Gönner und Freunde; ich wurde selbst der Kaiserin vorgestellt, die mich aller Gnade versicherte und mit einem goldnen Degen 1000 Rubeln am Werth, beschenkte. Meine besten Freunde und die als Väter für mich gesinnt, waren der östereichische und englische Botschafter; welcher letztere sich ganz besonders für mich interessirte. Allein in diesem Wohlstande, in dieser glänzenden Lage zeigte mir abermals das Schicksal seine Lüke. Mein Glück in Rußland mißfiel dem grossen Friedrich, der mir nunmehr in allen Winkeln der Erde nachspähete. Sein Minister suchte mich bei dem Staatskanzler Bestuschef, der mich schätzte und alles vertraute, verdächtig zu ma-

hen, und brachte es auch wirklich so weit, daß beschlossen ward, mich heimlich aufzubeben, und nach Sibirien zu schiffen. Allein Gottes gerechte Vorsehung rettete mich vom Verderben. Der ganze Handel ward entdeckt, und der preussische Minister gestand selbst, daß er Befehl von seinem Könige habe, zu verhindern, daß der Trent kein Glück in Rußland mache, und er habe die Pflichten eines Ministers erfüllen wollen. Für diese unschuldig erlittene Verfolgung schickte mir am folgenden Tage die Kaiserin ein Geschenk von 2000 Rubeln. Da ich mich nun immer mehr dem Glücke näherte, brach auf einmal ein ganz neuer Auftritt hervor, und der Vorhang zu meinem Trauerspiel wurde aufgezo- gen. Mein Vetter, der bekannte Panduren-Kommandant, war nämlich den 4ten Okt. 1749. in seinem Arreste auf dem Spielberge in Brünn gestorben, und hatte mich mit dem Beding zum Universalerben eingesetzt, daß ich keinem andern Herrn, als dem Hause Oesterreich dienen sollte. Der österreichische Vothschafter am russischen Hof erhielt die Citation zu An- tretung der Erbschaft; allein ich wollte lange von Wien nichts wissen. Der österreichische und engli- sche Gesandte, stellten mir aber die Sache so vor, und bewogen mich durch so triftige Gründe, daß ich mich zur Reise nach Wien entschloß. Ich eilte dahin, und seit diesem Augenblick hatten alle Freuden meines Lebens ein Ende. Ich gerieth in ein Laby- rinth von Prozessen, in die Gewalt böser Menschen, und alle mögliche Drangsale schlugen über meinem Kopf zusammen.

Ich übergehe die außerordentlichen, beinahe beispiellosen Ränke, Verfolgungen und Unterdrückungen, welchen sich der Freiherr von der Trenk in Wien ausgesetzt sah. Seine Ernennung als Universalerbe von seinem Vetter nutzte ihm wenig oder nichts, vielmehr mußte er zu Vetreibung der Prozesse von seinem eigenem Vermögen zusehen. Das trenkische Vermögen ward ein Raub des Geizes und der niedrigsten Habgucht. Der Freiherr hatte einmal das Unglück verfolgt zu werden, die Hefigkeit seines Triebes zur Wahrheit, erregte ihm Feinde, die ihn bei Friedrich dem Großen so schwarz, als bei Maria Theresien verdächtig schilderten, und seiner Feinde waren viele und große; sie siegten. — Aber selbst das Testament seines Veters war schon so eingerichtet, daß es dem Freiherrn nachtheilig, und seinen Feinden die schönste Gelegenheit für ihre Absicht geben konnte; wie es seines Veters Wille auch war, der sich kurz vor seinem Tode noch also erklärte: „Jetzt sterbe ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode chicaniren und unglücklich machen kann. — Enug davon; ich gehe an die Erzählung der schrecklichen Gefangenschaft in Magdeburg. Zur Entschädigung, sagt der Freiherr v. d. Trenk, für alles was ich verlohren und erduldet hatte, erhielt ich eine Rittmeisterstelle. Man hatte vergessen, wer ich war, ehe ich nach Wien kam, wußte auch nicht, daß ich bereits in zweien Monarchen Diensten eine angetragene Staatsoffizierstelle ausgeschlagen hatte, weil ich sichres Glück

und Reichthum in Oesterreich koste. Mißvergnügt mit meiner Lage, mit meinem ganzen Schicksal, verließ ich Wien und reiste nach Ungarn zu meinem Regimente. Mein Oberst der Graf Bettoni, war ein rechtschaffener Mann, dessen Vertrauen und Freundschaft ich bald gewann; ich ward gleich der Hauptmitarbeiter desselben, und im Lager 1753. bei Pest gab er der Monarchin selbst das Zeugnis, ich habe das meiste zur Ausbildung des Regimentis beigetragen. Meine Güter blieben aber verlohren. — Im Merz 1754. starb meine Mutter in Preußen. Ich forderte vom Hofkriegsrathe Erlaubniß auf 6 Monate nach Danzig zu reisen, um meine Familienangelegenheiten mit meinen Geschwistern zu vergleichen, weil in Preußen mein Vermögen, folglich auch alle mögliche Erbschaften konfiscirt waren. Diese Erlaubniß erfolgte, und ich reiste im Mai nach Danzig, wo ich von neuem in die preussische Hände gerieth, und wo sich der zweite Hauptaustritt meiner Lebensgeschichte anfängt, bei deren Durchlesung jeder fühlende Mensch zurückschauern, auch gewiß einen Mann bedauern wird, welcher jetzt mit vorwurfsfreier Seele öffentlich auftritt, und seine erlittenen auch rühmlich überstandene Drangsale treu erzählt. Wie gesagt, reiste ich aus Ungarn, wo ich als Rittmeister in Garnison stand, nach Danzig, wohin ich meine beiden Brüder und meine Schwester berufen hatte. Die Hauptabsicht war aber, eine Reise nach Petersburg zu machen, um daselbst meiner Freunde Rath und Hülfe zu suchen, weil die

Wiener Prozesse und Verfolgungen noch immer fortwütheten, und meine wenigen Einkünfte, auch sogar meine Rittmeistergage kaum hinlänglich waren, Advokaten und Kosten zu bestreiten. Besonders merkwürdig ist aber, was mir in der Folge der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Gouverneur von Magdeburg, versichert hat, daß er nämlich wirklich bereits Befehl aus Berlin erhalten hatte, mein Gefängnis zu bereiten, ehe ich aus Ungarn abgereist war. Noch mehr! Man hatte aus Wien nach Berlin berichtet: der König möchte auf seiner Hyth seyn, der Trent würde sich in der Gegend von Danzig aufhalten, wenn Er zum Kampement nach Preußen reisen würde. Kann wohl der ärgste Bösewicht solche Bosheit erdichten, um einen redlichen Mann unglücklich zu machen! Indessen ist es wirklich geschehen. Unwidersprechlich ist es demnach, daß ich durch eigennützig Menschen in Wien verrathen und verkauft wurde, denen dran gelegen war, daß ich ewig schweigen sollte. Dergleichen Leute haben in Berlin mit einem gewissen Herrn von Weingarten, der damals bei dem Kaiserl. Gesandten Grafen Purbela als Gesandtschafts-Sekretair in Diensten war, im Verständniß gestanden, und durch ihn mein Unglück befördert. In Danzig besuchten mich gleich nach meiner Ankunft meine beiden Brüder und Schwestern. Unsrer einige Bekanntschaft in Danzig, war der Kaiserl. Resident Abramson, an welchen ich aus Wien Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte, und welcher uns mit Höflichkeit fast verschwenderisch

überhäufte. Dieser war eigentlich das Werkzeug meines Unglücks, und mit dem preussischen Residenten Keimer verstanden, der mir schon ehemals, wie zu seiner Zeit erzählt worden, nachstellte. Kaum waren meine Geschwister nach Hause gereist, so war ich entschlossen sogleich zur See nach Rußland zu fahren; Abramson hingegen wußte mich durch tausend Hänke noch 8 Tage in Danzig aufzuhalten, um die Falle für mich fertig zu machen. Denn da der König von Preußen meine Auslieferung vom Danziger Magistrat forderte; dieses aber ohne Beleidigung des Kaiserl. Hofes unmöglich geschehen konnte, weil ich als wirklicher Rittmeister in denselben Diensten stand, auch mit hoffkriegsräthlichen und Staatskanzleipässen versehen war, so hat vielleicht eine oder die andere Einwendung das Hin- und Herschreiben erfordert, welches den Entschluß verzögerte; und eben deshalb wurde Abramson gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entscheidung aus Berlin eintraf, und der Magistrat in Danzig zu offenbarer Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit bewogen ward. Endlich rückte der Tag heran, da ich mit einem eben nach Riga segelfertigen Schif abreisen wollte; mein Schifsal hatte aber etwas anders beschlossen. Abramson betrog mich; er schickte seine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf seine Antwort — Nachmittags sagte er mir, er habe selbst den Schiffer gesprochen, welcher erst am folgenden Tag in

die See gehen werde, und dann wollte er mich, nach eingenommenem Frühstück in seinem Hause, bis an Bord begleiten. Ich wollte dennoch meine Bagage an das Schiff bringen lassen, und auf demselben schlafen, weil ich eine gewisse innere Unruhe in mir empfand, die mich von Danzig forttrieb, hiervon hielt er mich zurück, riß mich halb gewaltsam mit sich, die Gesellschaft war bei ihm gros und angenehm, und erst gegen 11 Uhr gieng ich nach Hause. Kaum war ich im Bette, hatte ein Buch vor mir, und las, so klopfte man an meine Thür, die nicht verschlossen war, und 2 Kommissarien der Stadt von mehr als 20 Grenadieren begleitet, traten so geschwind um mein Bett herum, daß ich keine Zeit mehr hatte, mich zu vertheidigen. Meine 3 Bedienten waren bereits arretirt um mir nicht zu Hülfe zu kommen, und mir ward bedeutet: „Der löbliche Magistrat sei genöthigt, mich als einen Delinquenten Sr. Maj. dem Könige von Preussen auszuliefern.“

Man kann sich vorstellen, wie mir in diesem Augenblicke unter Verräthers Händen zu Muthe war. Man führte mich ganz in der Stille in das Gefängnis der Stadt, wo ich 24 Stunden blieb. Gegen Mittag kam der Kaiserl. Resident Abramson zu mir, stellte sich bestürzt, mitleidig und aufgebracht, sagte, er habe beim Magistrat ernsthaft gegen meine Auslieferung protestirt, und — hatte im Grund gar nichts für mich und seine Pflicht gethan, sondern war bestochen. Er rieth mir nun, ich sollte ihm

meine Schreibtafel und Pretiosa vertrauen, weil man mir ohnedies alles abnehmen würde. Er wußte, daß ich von meinen Geschwistern gegen 7000 fl. in Wechselbriefen empfangen hatte. Diese übergab ich ihm, behielt aber meine Ringe, die allein bei 4000 fl. werth waren, und ungefähr 60 Luisd'or im Beutel. Er umarmte mich, versprach noch alles zu thun, ja sogar Anstalten vorzunehmen, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern sollte, welche ohnedies erst binnen 8 Tagen erfolgen könnte, weil der Magistrat selbst noch unentschieden über einen so wichtigen Schritt wäre, und gieng mit Tröfodillenthränen davon. In der folgenden Nacht traten 2 Kommissarien von der Stadt, nebst dem preussischen Residenten Keimer und einer Härscherschaar in das Zimmer, ein preussischer Offizier nebst etlichen Unteroffizieren waren dabei, und ich wurde von der Stadt derselben förmlich übergeben. Hierauf gieng sogleich das Plündern an. Keimer riß mir die Ringe vom Finger, nahm mir die Uhr, Tabatiere und alles weg, was ich hatte. Man gab mir weder einen Hof noch Hemd von meiner Equipage mit, und führte mich in einer überall zugeschloßnen Kutsche, in welche 3 Preußen mit mir einstiegen. Ein Kommando Danziger Miliz umringte den Wagen, und so führte man mich bis ans Thor. Dieses wurde geöffnet, und vor demselben empfing mich ein Haufen Stadt- dragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die pommerische Grenze begleiteten, der so schnell als möglich vorwärts getrieben wurde. In Lauenburg

Empfang mich ein preussisches Husarenkommando von 30 Pferden mit einem Lieutenant, und so wurde ich von Garnison zu Garnison bis Berlin transportirt. Ehe ich jedoch noch nach Berlin gebracht ward, gab man mir verschiedenemal die leichteste Gelegenheit zur Flucht, so lange nämlich die Standquartiere der württembergischen Dragoner dauerten. Der Herzog von Württemberg, Vater der gegenwärtigen Großfürstin von Rußland, der in N. N. kommandirte, ließ sich mit mir in eine Unterredung ein, ward gerührt und behielt mich bei Tafel, auch den ganzen Tag in seiner Gesellschaft, wo ich gar nicht als Arrestant behandelt wurde. Kurz, erst in der Folge habe ich bemerkt, daß mir der großmüthige Herzog Gelegenheit zur Flucht geben wollte, und deshalb ganz besondere Befehle an seine Offiziere gegeben haben müsse. Weil ich mich aber so gut behandelt, und so unvorsichtig eskorirt sahe, bildete ich mir ein, daß, da der Transport grade nach Berlin gieng, der König mich sprechen würde, weil ich ihm damals sehr viel von dem bevorstehenden Plane des angezeigten 7 jährigen Kriegs hätte sagen können, indem mir das ganze Geheimniß durch die wichtigste und sicherste Korrespondenz nach Rußland bekannt war, und daß ich diese Korrespondenz führte, war in Berlin besser als in Wien bekannt. Deshalb glaubte ich nicht in Berlin unglücklich zu seyn, und blieb mit Blindheit geschlagen. Von Berlin, wo ich 3 Tage saß, wurde ich unter starker Bedeckung nach Magdeburg gebracht. Hier überlieferte mich der

Offizier dem Kapitain von der Hauptwache auf der Citadelle. Gleich wurde ich in das mir bestimmte Gefängnis geführt, welches bereits für mich zugerechnet war.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Vom Anbau verschiedener Kohllarten und deren grossen Nutzen in der Haushaltung.

Die verschiedenen Kohllarten, die in der Haushaltung von grossem Nutzen sind, und deren Anbau man hier beschreiben will, sind: der sogenannte Kabus = (Weiss-Kraut) Savoye = Wirsing = Blumen- und brauner Kohl. Alle diese Arten geben nicht nur ein ganz vortrefliches Gemüse auf unsern Tisch, sondern der Abfall von demselben dienet auch zu einem guten Futter für's Vieh; und aus dieser Ursache verdienet der Anbau derselben dem Landmann sehr empfohlen zu werden. Da indessen so viele mit dem Anbau noch immer nicht recht fertig werden können, viele klagen, daß er bei ihnen nicht gerathen, nicht schliessen wolle; so will man versuchen, vorerst einiges von der Art und Weise, alle diese Arten anzuziehen, bekannter zu machen; sodann den Nutzen zeigen, den man in der Haushaltung, besonders in Absicht auf das Vieh haben könne.